



Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Lügen in Zeiten des Krieges

„Eine Tochter, die Nutte wird, bereitet der Familie weniger Schande als ein Sohn, der Soldat wird.“

(Ein russisches Sprichwort)

In Frankreich wird seit einiger Zeit im Straßenverkehr ein sogenannter Lärmradar getestet. Vier Mikrophone nehmen den Lärm auf und leiten die Daten an einen Computer weiter. Überlaute PKWs und Motorräder werden im nächsten Schritt photographiert und sollen nach der offiziellen Einführung der neuen Technik mit einem Bußgeld von bis zu 135 Euro belegt werden können. Man rechnet damit, dass die Geräte ab 2023 in Frankreich flächendeckend zum Einsatz kommen. Hoffentlich entschließt sich die Bundesregierung, diese Technik zu übernehmen. Die Lärmblitzer könnten zu einer spürbaren Ab-



Rudolpho Duba / pixelio.de

senkung des Lärmpegels in den Städten und in von Motorrädern geplagten Regionen führen. Es scheint nur so zu funktionieren, Appelle an die Vernunft fruchten nicht. Die Instanz, an die appelliert wird, ist nicht oder nicht mehr in ausreichendem Maß vorhanden. Da hilft nur die chinesische Methode der digitalen Kontrolle. Eine im Inneren der Subjekte errichtete Instanz, die man Moral nannte, sollte im klassischen bürgerlichen Zeitalter die Individuen darüber belehren, was „das Gute“, das sie tun, und was „das Böse“, das sie unterlassen sollten. Diese moralische Instanz korrodiert seit einiger Zeit und wird nun nach außen verlagert und an Apparate delegiert. Dafür habe ich vor längerer Zeit einmal den Begriff „Apparate-Moral“ vorgeschlagen. Die Außensteuerung des Verhaltens der Individuen, die laut Riesman an die Stelle der Innensteuerung tritt, erhält in der Gegenwart erst die perfekten technischen Instrumente an die Hand, derer sie sich bedienen kann. Riesmans Fragestellung: Wie wird „Verhaltenskonformität“ jeweils erzwungen? Wie wird der dominante Sozialcharakter geformt? Der innengeleitete Mensch verfügte über einen inneren Kreiselkompass, der ihm Orientierung ermöglichte, der außengeleitete Mensch bezieht seine Orientierung durch ein äußeres Kontrollsystem, in das er mehr und mehr eingespannt ist. Das wird nötig, weil das Prinzip Selbstverantwortung, auf das die bürgerliche Gesellschaft zunächst gesetzt und an das man seitens der Politik appelliert hat, offensichtlich nicht mehr gut genug funktioniert. In Termini von Norbert Elias: Selbstzwang muss wieder zu Fremdzwang werden. Wir erleben eine Rückkehr zu vorbürgerlichen Formen von Herrschaft und Kontrolle, allerdings in nachbürgerlichem Gewand eines digitalen Panoptikums. Wer unsere Zukunft erkennen möchte, der muss nach China schauen. Technik und Kontrollapparate werden die Steuerung menschlichen Verhaltens übernehmen. Die Beispiele für diese Tendenz zur Substitution innerer Selbstzwänge durch technische oder repressive Fremdzwänge sind Legion und reichen bis zur Wiederkehr des „Dorfauges“ in Gestalt der ubiquitären Videoüberwachung, die den Bürger unter permanente Beobachtung stellt. Sukzessive wandert diese Form der Kontrolle ins Alltagsleben ein und beginnt unser Verhalten scheinbar gewaltlos zwangszuregeln. Moral wird zum Teil der Bedienungsanleitung von Geräten, die bei missbräuchlicher Verwendung versagen oder einen in Konflikt mit strafrechtlichen Normen und der Polizei bringen. Das Smartphone fungiert als allgegenwärtiges Ortungsinstrument, das jede Bewegung des Nutzers im Raum aufzeichnet, alle seine Wünsche registriert und weiterleitet. Wer keine solche elektronische Fußfessel trägt und über kein Profil in den sozialen Netzwerken verfügt, macht

**Der außengeleitete
Mensch bezieht seine
Orientierung durch ein
äußeres Kontrollsystem,
in das er mehr und
mehr eingespannt ist**

**Wir erleben eine
Rückkehr zu
vorbürgerlichen
Formen von Herrschaft
und Kontrolle**

sich verdächtig. Digitale Abstinenz gilt als Abweichung und mögliches Zeichen einer psychischen Erkrankung. Die regelmäßige Nutzung der sozialen Medien und die Preisgabe aller möglichen privaten Daten gilt als Ausweis von Gesundheit und Normalität.

*„Ja, manchmal auf den Höhen kommt starker
Nebel auf, und der Blick ins Tal wird ratlos,
wohin? Wohin, wohin?“*

(Jörg Fauser)

Am gestrigen Sonntag bin ich aus der Stadt rausgefahren. Hab mein Auto in der Nähe von Waldgirmes abgestellt und bin Richtung Blasbach gelaufen. Meine Lieblingsbank stand günstig zur Sonne, und so setzte ich mich, eingehüllt in einen Klangteppich aus Vogelgezwitscher, und las weiter in der Brando-Biographie von Jörg Fauser, die 1978 in einem kleinen Münchner Verlag und drei Jahre später noch einmal bei Rowohlt erschienen ist. Ich habe die Rowohlt-Ausgabe dieser Tage in einem öffentlichen Bücherdepot entdeckt und war sofort fasziniert von diesem Buch. Einerseits wegen Marlon Brando, dann aber auch wegen des ungewöhnlichen Stils von Jörg Fauser. Über Brandos Vater, der als Handelsvertreter für Viehfutter umherzog und selten zu Hause war, schreibt er: „Der Erziehungsbeitrag des Produktenvertreters, der, wie Brando sich später zu erinnern glaubte, ‚ziemlich oft mit Lippenstift auf dem Hemdkragen heimkam‘, scheint sich auf Disziplinmaßnahmen beschränkt zu haben, die, wie meist in solchen Fällen, nur die sauren Früchte der Entfremdung trugen.“ Fauser macht keinen Hehl aus seiner Faszination von Brandos cooler Leck-mich-Haltung, die ihn den väterlichen Lebensentwurf ablehnen und nach eigenen Wegen suchen ließ: „Wo sonst nichts lockt, lockt das Leben.“ Fausers eigenes Leben zeugt von einer Nähe zu dieser Ablehnung des bürgerlich-kleinbürgerlichen Lebens. Auch er scheint zeitlebens in einer unruhigen Suchbewegung begriffen gewesen zu sein, die ihn im Unterschied zu Brando, allerdings auch mit Rauschmitteln im Berührung brachte. Er starb 1987, ähnlich wie Rolf Dieter Brinkmann, beim Versuch, eine Fahrbahn zu überqueren. So ein Tod gibt immer Anlass zu Spekulationen und Mythenbildungen. So war und ist es auch im Falle Jörg Fausers. Anlässlich seiner Rede zum Ingeborg-Bachmann-Preis im Jahr 2013 äußerte Michael Köhlmeier die Vermutung, Fausers Tod sei kein Unfall gewesen, sondern habe mit dessen Recherchen über Verbindungen zwischen dem Drogenmilieu und der deutschen Politik zu tun gehabt.



Diogenes-Verlag, 5/2020,
geb., 288 S., 24 €
ISBN: 978-3257070934



*Marlon Brando in dem
Bühnenstück „Endstation
Sehnsucht“, 1948*

*Bild: Carl Van Vechten, Public domain, via
Wikimedia Commons*

Jacken und Jeans wurden zum Outfit einer Generation, die den Lebensstil ihrer Eltern ablehnte, zunächst quasi instinktiv, wenig später dann auch politisch-bewusst. Aber Brando erlebte auch, wie Joseph McCarthy in den USA eine antikommunistische Hexenjagd entfesselte, die



Joseph McCarthy, 1954

United Press, Public domain, via Wikimedia Commons

auch Hollywood erfasste. Regisseure und Drehbuchautoren gerieten reihenweise in Verdacht, für kommunistisches Gedankengut einzutreten und mussten vor dem Kongressausschuss aussagen, der sich mit „unamerikanischen Umtrieben“ befasste. Auch Thomas Mann und Bertolt Brecht mussten dort aussagen. Brando selbst hat sich, zumindest zu jener Zeit, nicht dezidiert politisch geäußert, war aber dennoch für viele Konservative Amerikaner wegen seiner Lederjacke, seiner Sprechweise und seiner schlaksig-lässigen Haltung der Inbegriff alles Schrecklichen, ein „Anathema“, wie es bei Fauser heißt, also ein Gräuel. Im Moment könnte ich mir vorstellen, dass der Antrag, einen Ausschuss zur Untersuchung „prorussischer Umtriebe“ einzurichten, im deutschen Bundestag eine Mehrheit fände. Wenn sich die ökonomisch-soziale Lage krisenhaft zuspitzen sollte, ist davon auszugehen, dass das Sündenbock-Bedürfnis wachsen und militanter werden wird. Die Sündenbock-Jagd hat in Deutschland eine lange und bekanntermaßen grauenvolle Tradition. Seit einiger Zeit habe ich gelegentlich Alpträume, in denen bärtige, ausrasierte Jungmänner hinter mir her sind, mich herumstoßen und mir die Zähne einschla-

Nach einer Stunde klappte ich das Buch zu und widmete mich dem, was um mich herum zu sehen und zu hören war. Das Frühlingswetter hatte die Tagpfauenaugen aus ihren Winterquartieren gelockt. Sie taumelten in großer Zahl durch die Luft. Ich hörte den ersten Rotmilan des Jahres, wenig später sah ich ihn auch über dem Tal seine Kreise ziehen. Ich setzte meinen Rucksack auf und ging weiter das Tal hinauf. Als ich einen Hang hinaufstieg, stieß ich auf Büschel wilden Schnittlauchs. Ich schnitt mir eine Handvoll Halme ab, aus denen ich mir nun einen Frühlingsquark zubereiten werde. Ich erlitt einen Heuschnupfenanfall und setzte mich am Waldrand auf eine Bank. Ich konnte nicht widerstehen und las noch ein Kapitel im Brando-Buch, in dem Fauser davon erzählt, wie Brando nach seiner Rolle im Film *Der Wilde* zum Idol der Beats und Rebellen überall auf der Welt wurde. Lederja-

auch Hollywood erfasste. Regisseure und Drehbuchautoren gerieten reihenweise in Verdacht, für kommunistisches Gedankengut einzutreten und mussten vor dem Kongressausschuss aussagen, der sich mit „unamerikanischen Umtrieben“ befasste. Auch Thomas Mann und Bertolt Brecht mussten dort aussagen. Brando selbst hat sich, zumindest zu jener Zeit, nicht dezidiert politisch geäußert, war aber dennoch für viele Konservative Amerikaner wegen seiner Lederjacke, seiner Sprechweise und seiner schlaksig-lässigen Haltung der Inbegriff alles Schrecklichen, ein „Ana-

gen. Bevor ich in Panik geraten konnte, näherten sich glücklicherweise zwei ältere Frauen der Bank, auf der ich saß. Sie stand ein wenig zurückgesetzt vom Weg an eine alte Eiche gelehnt. Vom Weg aus konnte man nicht sehen, ob jemand auf dieser Bank saß. Ich vermutete, dass die beiden Frauen sich dort niederlassen wollten und erhob mich, als sie nahe herangekommen waren. „Ich überlasse Ihnen die Bank“, sagte ich und warf meinen Rucksack auf den Rücken. Sie bedankten sich für meine Aufmerksamkeit, kletterten mühsam und sich gegenseitig stützend die kleine Böschung zur Bank hinauf und nahmen mit einem Seufzer der Erleichterung Platz. Ich wünschte ihnen einen schönen Sonntagnachmittag, ging zum Auto zurück und fuhr nach Hause. Passend zur Oscar-Verleihung an diesem Wochenende las ich abends bei Fauser: „Wer den Dollar mehrt, ist auch‘n Oscar wert ...“

„ ... aber ums Himmelswillen, Mutter! ist denn alles unnütz, was uns nicht unmittelbar Geld in den Beutel bringt, was uns nicht den allernächsten Besitz verschafft? Hatten wir in dem alten Haus nicht Räume genug? und war es nötig, ein neues zu bauen?“

(Johann Wolfgang Goethe)

Gestern Abend sah ich Folge 4 von Gerhard Polts Sendung *Fast wie im richtigen Leben*¹. Darin sagt er in seiner unnachahmlichen trockenen Art zwei Sätze, die ich hier gern aufnotieren würde. Er spricht über das Aussterben von Schmetterlingen, Singvögeln und anderen Viechern und resümiert dann: „Das zeigt doch nur, wie schwer sich die Natur tut, sich an den Menschen anzupassen.“

Polt sitzt in einem schwarzen Anzug in Fernsehansager-Manier hinter einem Tisch, schaut auf seine Armbanduhr und sagt: „Wenn der Russe heute noch losmarschiert, dann müsset er Morgen so um elf/ halb zwölf bereits da sein.“

Ich mache „poltisch“ weiter: Der Ukraine-Krieg belastet die deutsche Wirtschaft. Es drohen Wachstumseinbußen. Die ökonomischen Verwerfungen infolge des Kriegs kosten Deutschland in diesem und im kommenden Jahr rund 90 Milliarden Euro an Wirtschaftsleistung. Der Ukraine-Krieg trübt die Verbraucherstimmung in Deutschland und nährt die Angst vor einer Rezession. So war heute Abend in den Nachrichten zu hören.

1 Humoresken mit Gerhard Polt und Gisela Schneeberger im Bayerischen Rundfunk:
<https://www.br.de/mediathek/video/fast-wia-im-richtigen-leben-humoresken-mit-gerhard-polt-und-gisela-schneeberger-01-av:5e1ef4ad8583a3001364209c>

*„Sie läuteten für den Rebellen, läuteten für den Ge-
schassten/Läuteten für die Glücklosen, Verbannten, Ver-
lassenen/ Läuteten für den Ausgestoßenen, den alle hass-
ten/Und wir schauten hinauf zu den leuchtenden Glocken
der Freiheit.“*

(Bob Dylan: Chimes of Freedom)

Dies Ausgabe der DHP ist schon die Nummer 50, eine Jubiläums-
ausgabe, wenn man so will. Das hätte ich mir vor zwei Jahren
nicht träumen lassen. Ich habe dadurch eine mir gemäße Form des
Schreibens gefunden. Die kleine Form, die Miniatur, das Tage-
buch, der Alltag - das alles versucht die Durchhalteprosa zu vereinen. Genießbare Abschnitte,
keine großen, geschlossenen Texte. Es gelingt mal besser, mal weniger gut, wie es halt so ist.

50

Die Weltlage ist gräulich und abscheulich. Ich nehme an, dass sich anlässlich dieses Krieges die Linke endgültig zerlegen wird. Wie auch immer starke oder vage Sympathien für Russland sind innerhalb der westlichen Linken weit verbreitet. Und „die Leute“ assoziieren die Linke mit einer gewissen Berechtigung mit der Geschichte der Sowjetunion und Russlands. Wenn es dem, was von der Linken noch übrig ist, nicht bald gelingt, sich der schmachvollen Alternative von privatkapitalistisch verfassten liberalen Demokratien des Westens auf der einen und staatskapitalistischen Despoten östlicher Prägung auf der anderen Seite zu entziehen, hat sie auch nichts anderes verdient als den Untergang. Dazu braucht es keine weitere staatliche Repression, sie nähme ihre Zerschlagung in eigene Regie. Wenn wir es nicht hinbekommen, eine libertär-sozialistische Alternative zu formulieren und mit Leben zu füllen, werden sich Hass, Angst, Ressentiment, Niedertracht und Dummheit breitmachen und alles unter sich begraben. Viel Zeit bleibt uns nicht mehr, wenn es nicht ohnehin bereits zu spät ist. Was soll der große Aufstand, wenn die Erde längst vergiftet ist und sämtliche Kippunkte überschritten sind? Bald könnte es zu spät sein, und die Alternative lautet dann nicht mehr: Sozialismus oder Barbarei, sondern nur noch: Barbarei oder Barbarei. Dem Höchststand natur- und menschenzerstörender Barbarei entspricht ein Tiefststand an emanzipatorischem Potential. Das hatte sich Marx ganz anders vorgestellt.

**Dem Höchststand natur- und
menschenzerstörender
Barbarei entspricht ein
Tiefststand an
emanzipatorischem Potential**

*

„In den Marxschen Begriffen stimmt etwas nicht“, formulierte Friedrich Pollock vor rund 80 Jahren angesichts des Triumphs des Faschismus über die Arbeiterbewegung in einer Diskussion am Institut für Sozialforschung, das sich nach New York ins Exil gerettet hatte. Der rote

Faden, den Hegel und Marx in die Geschichte eingezogen hatten, war gerissen. Ab sofort war die Vorstellung eines stetigen geschichtlichen Fortschritts unbrauchbar geworden, der historische Materialismus musste sich neu orientieren. Vor dieser Aufgabe steht die Linke bis auf den heutigen Tag. Pollocks Freund Max Horkheimer zog in seinem Buch *Dämmerung* einen Schlusstrich unter den Fortschrittsglauben der alten Arbeiterbewegung:

„Die sozialistische Gesellschaftsordnung wird von der Weltgeschichte nicht verhindert, sie ist historisch möglich; verwirklicht wird sie aber nicht von einer der Geschichte immanenten Logik, sondern von den an der Theorie geschulten, zum Besseren entschlossenen Menschen, oder überhaupt nicht.“

Bei der Verwirklichung einer wahrhaft freien Gesellschaft können wir uns weder auf eine der Geschichte innewohnende Tendenz, noch auf ein kollektives Subjekt verlassen, das sie vollstreckt. Wir, die heute lebenden Menschen, sind es, die der Geschichte eine andere Richtung geben und einen Sinn verleihen müssen. Die Linke befindet sich bis heute im Bann des „Kältestroms“, der von der kapitalistischen Ökonomie und den Tauschverhältnissen ausgeht, und vernachlässigt den „Wärmestrom“, der das ist, was in die Phantasie greift und Menschen berührt und antreibt. Freilich bedarf der Wärmestrom des kalten theoretisch-analytischen Wissens und also der Kritik der politischen Ökonomie, sonst droht er zum Opfer von Betrügnern und zum Wolkenkuckucksheim zu werden. Der Primat des Ökonomischen, der sich in der Linken bis heute behauptet, ist ein Reflex auf den real existierenden Ökonomismus der kapitalistischen Verhältnisse. Er wurde innerhalb der marxistischen Linken zum weltanschaulichen Bekenntnis, dabei war es einmal

die Diagnose eines aufzuhebenden Zustands. Eines Tages sollte das Bewusstsein freier Menschen über das Sein triumphieren, der Ökonomie ihre Ziele vorgeben und sie der Kontrolle solidarischer Menschen unterstellen. Alfred Schmidt hat in einer Würdigung der *Kritischen Theorie* zusammengefasst: „Erst

wenn die Individuen ihren Lebensprozess in gemeinsamer Anstrengung wirklich beherrschen, schlägt blindes Schicksal in Freiheit um, und der historische Materialismus hört auf, die richtige Erklärung der menschlichen Dinge zu sein.“ Das könnte es sein, was Friedrich Pollocks Skepsis in Bezug auf die Marxschen Begriffe ausgelöst hat. Er hat es nicht weiter ausformuliert, aber ich denke, man kann ihn so interpretieren, wie ich es hier versucht habe. Die westeuropäische Linke hat sich nie aus dem Bann des „Arbeiterbewegungsmarxismus“ aus der Ära der Zweiten und der Dritten Internationalen befreien können, ja hat es nicht einmal wirklich versucht oder gar keine Veranlassung dazu gesehen, weil sie die eigenen Niederlagen und

Die westeuropäische Linke hat sich nie aus dem Bann des „Arbeiterbewegungsmarxismus“ aus der Ära der Zweiten und der Dritten Internationalen befreien können

die in seinem Namen begangenen Verbrechen nicht mit ihm in Zusammenhang gebracht hat. Es gab Ansätze zu einer Neubestimmung der grundlegenden Begriffe und des Verhältnisses von Marxismus und Anarchismus, etwa im Kontext der antiautoritären Revolte der späten 1960er Jahre. Zum Beispiel in dem im Jahr 1967 auf der 22. Delegiertenkonferenz des SDS in Frankfurt von Dutschke und Krahl gemeinsam gehaltenen „Organisationsreferat“. Diese Ansätze gerieten nach dem Ende der Revolte und deren „proletarischer Wende“ schnell in Vergessenheit.



Rudi Dutschke: Aufrecht Gehen. 1968 und der libertäre Kommunismus (Bibliothek des Widerstands)

LAIKA Verlag, 10/2012
200 S., Tb, 29,90 €
ISBN: 978-3942281812

Die Höhe der von Dutschke und Krahl betriebenen Theoriebildung und der von ihnen angerissenen Themen und Fragestellungen hat die Linke danach nie wieder erreicht. Man kann dieses Referat übrigens in dem in der „Bibliothek des Widerstands“ des Hamburger Laika-Verlages erschienenen Bandes „Rudi Dutschke. Aufrecht gehen – 1968 und der libertäre Kommunismus“ von Helmut Reinicke nachlesen. Helmut Reinicke, einer der originellsten und radikalsten Denker der 68er Revolte, ist im Herbst 2018 gestorben. Es ist mir ein Anliegen, an ihn zu erinnern. Sein Bändchen *Für Krahl* hat mich, als es 1973 im Berliner Merve-Verlag erschien, lange beschäftigt und nachhaltig beeinflusst. Wiederholt und seit vielen Jahren habe ich uns dazu aufgefordert, die geschichtsphilosophischen Thesen von Walter Benjamin aus dem Jahr 1940 zu lesen und endlich Konsequenzen aus ihnen zu ziehen. (Zum Beispiel hier: <https://www.lebenshaus-alb.de/magazin/009846.html>) Auch Durs Grünbein hat in einem le-

senswerten Essay zum Ukraine-Krieg, der unter dem Titel *Nichts berechtigt uns zur Hoffnung* am 2./3. April 2022 in der Süddeutschen Zeitung erschienen ist, an Benjamins letzten Text *Über den Begriff der Geschichte* erinnert. Er erschließt sich den Lesern nicht so ohne Weiteres. Genau das ist seine Stärke. Er nötigt uns zum Nachdenken über vermeintliche linke Gewissheiten. Der Text ist, wenn man so will, Benjamins Vermächtnis. Kurz nach seiner Niederschrift nahm er sich das Leben, als ihm auf der Flucht vor der Gestapo der Grenzübertritt nach Spanien misslungen war.

Mein Epitaph könnte lauten: „Über einen Toten erst recht hat niemand Gewalt.“ (Walter Benjamin)

Heute Vormittag erwies ein Star mir die Freude seiner Anwesenheit. Er saß auf der Brüstung meines Balkons. Er hockte dort im Schneeregen und schwätzte vor sich hin.



Bild von [TheOtherKey](#) auf [Pixabay](#)

Manchmal piff er hell und durchdringend, dass man ihn auch ja weithin hören könnte. Er piff ja nicht, um mir einen Gefallen zu tun, sondern weil er irgendein Starenweibchen beeindrucken wollte. Ab und zu nahm er mit dem Schnabel einen Tropfen vom tauenden Schnee auf. Der Star genießt meine volle Sympathie, ich bin ihm sehr zuge-
tan. Er war, glaube ich, schon zwei Mal „Vogel des Jahres“, was stets ein sicheres Zeichen dafür ist, dass es um eine Art nicht gut bestellt ist. Ich hoffe, dass er schlau genug ist, sich dem Aussterben durch irgendwelche Tricks zu entziehen.

Hunger, Elend und unermessliches Leid, wohin man schaut – in Afghanistan, im Jemen, in Somalia und an vielen anderen Orten. Die Menschen leiden unter Hunger und Durst, entbehren jeder medizinischen Versorgung und jedes Schutzes, werden von Raketen beschossen und von Bomben zerfetzt. In die Zonen dieser Erfahrungen reichen meine Worte nicht hinein. Ich sah dieser Tage eine ukrainische Mutter, die ihr kleines Kind auf dem Arm trug. Das Kind wischte der Mutter in einer anrührenden, ungekonnten Geste die Tränen aus dem Gesicht. Es muss für ein kleines Kind sehr verstörend und ängstigend sein, seine Mutter weinen zu sehen. Dieses seitenverkehrte Bild und die unbeholfene Geste des Kindes verfolgten und beschäftigten mich lang.

Wer zählt die Schmerzen und die Wunden, die die erklärten und die unerklärten Kriege schlagen, wenn die Sieger weitergezogen sind?

„Wer aber nicht ‚komplett‘, wer nicht sichtlich unser-einer ist, steht sehr unfest in der Kultur.“

(Peter Brückner)

Die Spenden- und Hilfsbereitschaft der Deutschen für die vom Krieg betroffenen Ukrainer und Ukrainerinnen schlägt alle Rekorde. Das Aktionsbündnis Katastrophenhilfe gab bekannt, dass allein in den ersten beiden Wochen des Krieges 76 Millionen Euro einge-

gangen seien, so viel wie nie zuvor in so kurzer Zeit. Auch Länder wie Polen und Ungarn, die sich in der Flüchtlingsfrage bislang eher hartleibig und indolent gezeigt hatten, erweisen sich nun als hilfsbereit und großzügig. Wie kann man sich das erklären? Es muss etwas damit zu tun haben, dass die Ukrainer als uns nahe, als Unsereiner erlebt und wahrgenommen werden. Würden die Spendengelder auch so üppig fließen, wenn es um „Zigeuner“ ginge? Oder um Russen? Jede Kultur produziert einen Code, der festlegt, wer als gleichartig und darum gleichberechtigt anerkannt wird und wer nicht; in wen man sich einfühlt, mit wem man sich identifiziert, wem unser Mitgefühl gilt und wem Einfühlung verweigert wird. Der Status derer, die nicht als Unsereiner, als zu uns gehörig definiert und begriffen werden, ist stets prekär. Schon wird die bange Frage diskutiert, wie lang Solidarität und Hilfsbereitschaft dauern werden. Dabei spielt nicht nur der Faktor Zeit eine Rolle. Das hohe Level der Bereitschaft, sich solidarisch zu zeigen, wird sich auf Dauer nicht halten lassen. Der Alltag in einer Konkurrenzgesellschaft wird die starken Gefühle kassieren. Solidarität, Mitgefühl und gegenseitige Hilfe sind in der bürgerlichen Gesellschaft, wenn man so will, systemfremde Regungen. Sie werden jedenfalls von ihrer Grundstruktur nicht gefördert. Diese ist eher auf Feindseligkeit, Indifferenz und Kälte gestimmt, Haltungen, die einem das Leben im Konkurrenzuniversum erleichtern. Die Fähigkeiten, sich in andere einzufühlen, mit ihnen mitzuleiden und ihnen beizuspringen, gehören nicht zu den öffentlich geförderten Tugenden in einer kapitalistischen Gesellschaft. Sie kommen in Weihnachts- und Neujahrsansprachen vor und führen ansonsten eine Diaspora-Existenz in einer Gesellschaft, die auf Konkurrenz und Feindseligkeit gestimmt ist. Sie gehören sensu Peter Brückner zu jenen Haltungen, die im Milieu der bürgerlichen Gesellschaft nicht gedeihen, sondern eher verdorren. Dass das grundlegend anders werden soll, war ja

Solidarität, Mitgefühl und gegenseitige Hilfe sind in der bürgerlichen Gesellschaft, wenn man so will, systemfremde Regungen



Bild von [Adina Voicu](#) auf [Pixabay](#)

mal eines der Hauptmotive, sich für eine sozialistische Gesellschaft einzusetzen. Erst in einer solidarischen, egalitären Gesellschaft - mit Freundlichkeit als vorherrschendem Kommunikationsstil - würden wir alle lernen und herausfinden, was der Mensch eigentlich ist und wozu er fähig ist. So dachten wir ein-

mal, bevor unsere Hoffnungen auf eine Veränderung der Welt an der Übermacht einer gegenläufigen Wirklichkeit zuschanden wurden.

„Zu jung sind wir hergekommen, in den Kaukasus, wo der Krieg nie aufhört. Diese schrecklichen Jahre werden wir nie vergessen können, nicht die Freunde, die für immer dortgeblieben sind ... Wenn wir zurück sind, setzen wir uns zusammen um den Tisch, und ehe wir nicht das dritte Glas getrunken haben, werden wir schweigen. Ob im Krieg gefallen oder nach Hause zurückgekehrt, unsere Seelen sind jetzt eins ...“

*(Lied russischer Soldaten aus der Zeit des Tschetschenienkrieges.
Aus Nicolai Lilin: Freier Fall)*

Die Meldungen aus dem Kiewer Vorort Butscha sind grauenhaft. Dutzende von Zivilisten wurden offenbar von russischen Soldaten erschossen und auf den Straßen liegen gelassen. Ich sah das Bild eines Menschen, der über seinem Fahrrad tot zusammengebrochen war. Manche Opfer sollen Spuren von Misshandlungen und Folter aufweisen und trugen auf dem Rücken gefesselte Hände. Die russische Seite dagegen behauptet, es handele sich um eine ukrainische Inszenierung, um ihrer Forderung nach einem stärkeren Engagement des Westens Nachdruck zu verleihen. Wenn Menschen erschossen worden seien, dann von ukrainischen Nationalisten. Bis sie aus Butscha abgezogen seien, sei dort kein einziger Zivilist ums Leben gekommen. Viele russische Verlautbarungen sind an Zynismus kaum zu überbieten und schwer zu ertragen. Inzwischen veröffentlichte Satellitenaufnahmen scheinen zu belegen, dass Leichen bereits seit vierzehn Tagen auf den Straßen lagen, also zu einer Zeit, als die russischen Truppen die Stadt unter ihrer Kontrolle hatten. Obwohl ich dazu neige, der ukrainischen Version und vor allem den Augenzeugen, die sich unterdessen zu Wort gemeldet haben, Glauben zu schenken, muss man natürlich einräumen: Bilder können trügen, und wir werden die Untersuchung von internationalen Fachleuten und Gerichtsmedizinern abwarten müssen, bevor die Schuldfrage abschließend geklärt werden kann. Ich habe den trügerischen Schein, den Bilder erzeugen können, anhand des Fotos *Die Minenprobe* aus dem Zweiten Weltkrieg in [Teil 23 der Durchhalteprosa](#) zu demonstrieren versucht, das auf dem Cover von Helmut Lethens Buch *Der Schatten des Fotografen* zu sehen ist.

Unabhängig davon, belehren uns die Vorgänge in Butscha wieder einmal darüber, dass es keine „sauberen Kriege“ gibt. Das Massaker gehört zum Krieg, ja ist vielleicht sogar sein Wesen. Wer Krieg führt, produziert auch Massaker und Vergewaltigungen von Frauen. Für meine Generation war das Massaker von My Lai prägend. Im März 1968 fielen US-Soldaten in das vietnamesische Dorf ein und schlachteten die Einwohner ab, darunter Frauen, Kinder und Grei-



Massaker von My Lai, ermordete vietnamesische Zivilisten (16.3.1968). Foto: Ronald L. Haeberle, Public domain, via Wikimedia Commons

se. Das demokratische Amerika zeigte seine blutige Fratze. Der Krieg setzt offenbar in Männern etwas frei, was vom Zivilisationsprozess leidlich domestiziert und im Alltag an die Kette gelegt worden ist. Klaus Theweleit hat diese Mechanismen in seinem Buch *Männerphantasien* anhand von Gewaltakten beschrieben, die deutsche Freikorps-Soldaten im Vorfeld des Faschismus begangen haben. Jede Soldateneinheit, die in ein fremdes Land einfällt und auf dessen

Bevölkerung losgelassen wird, kann als Quelle von Gewalt und Terror begriffen werden. Der Krieg nimmt moralische Hemmungen und Gewissenszwänge von den Männern, die vor Kurzem noch Buchhalter oder Studienräte waren und nun plötzlich zu allem Grauenhaften fähig werden. Wir konnten, als wir in den 1960er Jahren zu denken begannen, die Gräueltaten, die die Nazis im Osten begangen hatten, mit unseren Vätern nicht zusammenbringen, die morgens mit ihren Aktentaschen das Haus verließen und zur Arbeit gingen. Aber es waren unsere Väter, die all das angerichtet hatten. Sie hüllten sich in Schweigen, aber die Nachkriegsidylle des gemeinsamen Familienfrühstücks am Sonntagmorgen auf der Terrasse war mit dem Grauen der Bilder unterlegt, die wir in der Folge der Auschwitzprozesse inzwischen gesehen hatten und nicht mehr loswurden. „Der Schnee wehet das Ärgste zu“, hatte ihr Idol Ernst Jünger in seinen Tagebüchern *Strahlungen* über seine Beobachtungen der Massaker, die die Wehrmacht in der Sowjetunion angerichtet hat, geschrieben, und damit den Ton angeschlagen, der in vielen Nachkriegsfamilien herrschte. So fanden der Krieg und seine Gräueltaten den Weg in unsere Kindheit gerade durch die Art und Weise, wie sie vergessen und verschwiegen wurden. Wie bin ich Thomas Hettche für seine Formulierung dankbar: Die Idylle ist der „Tumormarker des Verdrängten“.

Der Tag begann damit, dass ich vergeblich mit den Zehen nach meinen Hausschuhen angelte, die wieder mal verkehrt herum vor dem Bett standen, mit den Spitzen in Richtung Bett. Das war die erste Feindseligkeit des neuen Tages. Welche weiteren würde der Tag noch bereithalten? Manchmal spürt man ja schon beim Aufstehen, dass das heute ein Tag wird, der nur dazu da ist, die Gültigkeit von Murphys Gesetz zu bestätigen. Prompt hatte ich beim Frühstück seit Längerem mal wieder eine Sehstörung. Diese gehen mit einem leichten Schwindel einher und ich kann für eine Weile nicht scharf sehen. Ei-

**Murphys Gesetz:
„Alles, was schiefgehen
kann, wird auch
schiefgehen.“**

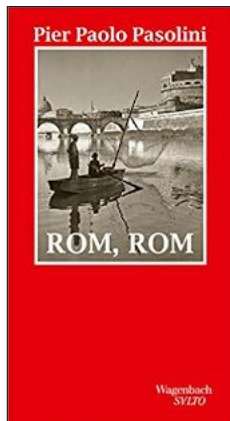
genartige Schlieren durchziehen das Blickfeld, über deren Herkunft und Bedeutung ich nichts weiß. Zum ersten Mal hatte ich das als Schüler, als ich in Kassel den Zissel, einen städtischen Jahrmarkt, besuchte und Auto-Scooter fuhr. Ich dachte damals, es hätte sich durch den Stromabnehmer ein kleiner Eisenspahn von dem stromleitenden Gitter an der Decke gelöst und sei mir ins Auge geraten. Da ich ohne Erlaubnis meiner Eltern auf dem Rummel gewesen war, konnte ich mit niemandem darüber reden und nahm es als Strafe für meine Unbotmäßigkeit.

Das nächste Mal trat das Phänomen im Studium auf und ging mit rasenden Kopfschmerzen einher. Eine Ärztin, die ich deswegen aufsuchte, diagnostizierte eine Form von Migräne und empfahl mir, Magnesium einzunehmen, das ich seither immer bei mir trage. Einmal hatte ich keins dabei und die Sehstörung erwischte mich im Auto auf dem Weg in die Niederlande. Ich steuerte den nächsten Parkplatz an, trank eine Flasche Mineralwasser und wartete, bis es vorbei war. Diese Anfälle hinterlassen jedes



Bild von [photosforyou](#) auf [Pixabay](#)

Mal einen leichten Druck im Kopf, der ein oder zwei Tage anhält. Es gab Phasen in meinem Leben, da traten die geschilderten Zustände gar nicht auf, so dass ich sie beinahe vergaß. Als ich psychosomatische Medizin studierte fiel mir auf, dass sich die heftigen Kopfschmerzen jeweils Anfang Dezember einstellten, zu jener Jahreszeit, in der mein Vater meine Stiefmutter geheiratet hatte. Ich war fünf oder sechs Jahre alt, mochte diese Frau nicht und war mit dieser Hochzeit nicht einverstanden. Ich wäre lieber mit meinem Vater allein geblieben. Als ein Bruder dieser Frau mich bei der Hochzeitsfeier in einem Kasseler Restaurant auf seinen Schoß setzte und mich fragte, ob ich meine neue Mutter mochte, erinnere ich meine bejahende Antwort als die erste bewusste Lüge meines Lebens. Das Verschwinden der Migräne führte ich im Banne des Studiums auf die Entdeckung dieses biographischen Zusammenhangs zurück. Die rasenden Kopfschmerzen sind seither tatsächlich nie wieder aufgetreten, wohl aber die gelegentlichen Sehstörungen. Eine Weile glaubte ich, dass die Aufdeckung dieser Zusammenhänge zum Verschwinden der Kopfschmerzen geführt hätten. Wenn man diese beim Namen nennt und die Zusammenhänge ihrer Entstehung aufdeckt, verschwinden sie wie die Vampire beim ersten Hahnenschrei: Sie können das Licht (der Aufklärung) nicht ertragen. Inzwischen weiß ich, dass es so einfach leider nicht ist, aber im Grunde glaube ich noch immer an die Magie der Benennung. Es gibt ein heilsames Aussprechen von Verdrängtem, das dann auch neurotische Verknotungen lösen kann.



Pier Paolo Pasolini
Rom, Rom
Wagenbach, 2/2022, 120 S.,
18 €, ISBN: 978-3803113061

Ich möchte noch einmal auf Pasolini zurückkommen. Der Berliner Wagenbach-Verlag hat aus Anlass seines 100. Geburtstages unter dem Titel *Rom, Rom* ein Bändchen mit Erzählungen und Geschichten herausgebracht, die Pier Paolo Pasolini Anfang der 1950er Jahre für verschiedene römische Zeitungen geschrieben hat. Sie haben mich besonders interessiert, weil sie einer Gattung angehören, der auch ich mich verschrieben habe. Es sind Alltagsminiaturen, Aufzeichnungen von Beobachtungen, die Pasolini auf seinen Streifzügen durch das römische Stadtviertel Trastevere angestellt hat, wo das Subproletariat zu Hause ist. Wir begegnen in ihnen Figuren, die sein Werk auch später durchziehen und prägen: kleinen Gaunern und Möchtegern-Gangstern, Nutten, Strichern und Bohnenkernverkäufern, deren Jackenkragen hochgestellt sind und deren „Baedecker gefährlich ist wie eine Pistole“. In einem billigen Vorstadtkino haben sie gerade einen Film mit Marlon Brando gesehen, den sie verehren und nachahmen. Es ist eine Welt, die arm ist, aber dennoch eine eigenartige Schönheit und Würde besitzt, von der Pasolini zeitlebens fasziniert war. Auch die Mischung von Kriminalität, Sex und Gewalt hat ihn stets beschäftigt, bis hin zu seinem gewaltsamen Tod auf einem Sportplatz in Ostia in der Nacht vom 1. zum 2. November 1975. Nichts entgeht dem Blick des jungen Pasolini, der neu in Rom ist und sich die Stadt herumstreunend aneignet. Da wirbelt der Wind ein Stück gelbes Papier auf und lässt einen Kohlstrunk über den Bürgersteig rollen. Es riecht nach Brillantine und Camel-Zigaretten. Taugenichtse lungern herum und träumen sich raus aus ihrer Armut. Pasolini befürchtet, dass das Erwachsenwerden sie all ihrer Träume berauben und sie kalt und mitleidlos werden lassen könnte. Noch stößt er auf Spuren einer Rebellion, die sich überall ereignet, wo Jugend an Straßenecken zusammensteht und sich heraushebt aus der Enge ihres Daseins. Um leben zu können, stehlen sie und begehen kleine Gaunereien und Grausamkeiten. Sie beschießen Katzen mit Steinen aus ihren Schleudern und werfen Eidechsen ins Feuer – Verbote einer Grausamkeit, die ins Faschistische ausschlagen kann, wenn die Härte des Lebens ihnen die Fähigkeit zum Mitleid vollends ausgetrieben hat. Noch ist alles in der Schwebelage und die jugendlichen Energien können in verschiedene Richtungen gehen. Bernardo Bertolucci hat die verschiedenen Möglichkeiten in seinem Film *1900* am Beispiel der am gleichen Tag geborenen Knaben Alfredo und Olmo vorgeführt. Pasolini wird am Ende Opfer einer Gewalt, von der er fasziniert war und die er in seinen Filmen und Büchern vorgeführt hat.

Gestern Abend sah ich in der Nachrichtensendung des Senders arte den Bericht einer Reporterin, die ein paar Tage im Donbass verbracht hat, direkt hinter der Front. Sie ging durch eine völlig zerstörte und menschenleere Stadt. Dann traf sie auf eine ältere Frau,

die vor einem Haus ruhig und systematisch Scherben aufsammelte und in einen Eimer legte. „Ein bisschen Ordnung muss man doch machen“, sagte sie. Ob sie nicht ausreisen wolle, fragt die Reporterin. „Ich bin hier geboren, habe mein Leben lang hier gelebt, warum soll ich ausreisen“, antwortete die Frau. Unterhalb der Ebene der großen Nachrichtenströme zerfällt der Krieg für mich in lauter kleine Szenen wie diese.

Habe gerade aus gegebenem Anlass zwei Interviews mit Jörg Baberowski gehört beziehungsweise gelesen. (<https://www.deutschlandfunk.de/bloodlands-historiker-joerg-baberowski-ueber-politische-gewalt-im-osten-europas-dlf-7a00976c-100.html> und hier zum Lesen: https://www.nzz.ch/feuilleton/baberowski-putin-hat-keine-andere-wahl-mehr-als-zu-siegen-ld.1677580?ga=1&kid=nl165_2022-4-3&mktcid=nled&mktcval=165_2022-04-04)

Baberowski lehrt Geschichte an der Humboldt-Universität in Berlin und beschäftigt sich seit vielen Jahren schwerpunktmäßig mit Osteuropa und speziell der Geschichte des Stalinismus. Seine für unsere Ohren schockierende These: Auch wenn wir dazu neigen, Gewalt zu verleugnen, ist Gewalt eben doch eine Lösung! Putin hat seit vielen Jahren mit Gewalt Erfolg gehabt, auch deswegen, weil man ihm das durchgehen ließ und ihn niemand aufgehalten hat. Putin hat, wie vor ihm Stalin, die Erfahrung gemacht, dass die westlichen, sogenannten liberalen Demokratien angesichts der rohen Gewalt offenbar zum Rückzug und zur Nichteinmischung neigen. Offene Gewalt ist aus dem Handlungsrepertoire dieser Gesellschaften und Staaten weitgehend verschwunden. Staunend und irritiert stehen wir nun vor der Rückkehr roher Gewalt in die Regelung zwischenstaatlicher Konflikte in Europa, dabei sind die letzten Gewaltexzesse noch gar nicht so lang her. Sie ereigneten sich bekanntlich in den 1990er Jahren auf dem Territorium des ehemaligen Jugoslawien. Aber, so Baberowski, so nah wie jetzt in der Ukraine ist uns die Gewalt lange nicht mehr gekommen. Die Bilder des Krieges sind überall und ständig zu sehen. Und es sind eben nicht sogenannte chirurgisch präzise Schläge, Drohneinsätze und irgendwelche zuckenden Blitze auf grünstichigen Bildschirmen, die wir zu sehen bekommen, sondern es rollen Panzer, es brennen Häuser und es ziehen marodierende Soldaten in die Städte und Dörfer der Ukraine ein. Das blutige Handwerk des Krieges ist zurückgekehrt.

*

Die östlichen Staaten und Gesellschaften haben offenkundig ein anderes Verhältnis zu Krieg und Gewalt. Es gibt zum Sozialcharakter geronnene Mentalitäten, verstanden als Inbegriff von Werthaltungen, Normen des Affekts und Gefühls, die sich oft lange durchhalten und auch den Wandel von politischen Systeme überdauern. Der „Prozess der Zivilisation“, den Norbert Elias kleinteilig beschrieben hat, hängt aufs Engste mit der Verbürgerlichung der Gesellschaften zusammen, und die hatte in Russland, später in der Sowjetunion, keine Chance sich durch-

Ein bäuerlich-vorbürgerlicher Habitus und die dazu passenden Mentalitäten konnten lange durchhalten

zusetzen. So konnte sich ein bäuerlich-vorbürgerlicher Habitus und die dazu passenden Mentalitäten lange durchhalten. Ich erinnere mich, wie ich erschrak, als ich vor Jahren in der FAZ auf einen Bericht über einen russischen Autor stieß, der sich DJ Stalingrad nannte. Er erinnerte schon damals in einer mich sehr befremdenden Weise an die Funktion des Krieges als eine Form des „gesellschaftlichen Aderlasses“, der dazu dient, „schlechtes Blut“ aus dem Gesellschaftskörper abfließen zu lassen und ihn so zu reinigen. DJ Stalingrad lebte damals irgendwo und nirgends, niemand kannte sein Gesicht und seinen Aufenthaltsort. Er repräsentierte, so hieß es in dem Bericht, das Milieu radikaler Anarchisten oder anarchoider Faschisten, die sich gegen die aktuellen russischen Machthaber und die Miliz militant zur Wehr setzten.

Ich dachte bei der Lektüre mitunter, dass wir es mit einem Wiedergänger Ernst Jüngers zu tun haben. Ähnliche Sätze und Schilderungen finden sich auch in Jüngers Essay „Der Kampf als inneres Erlebnis“.

„Wir sind geboren für den Krieg, dafür, in geschlossenen Reihen in die Schlacht zu ziehen, in den Kugelhagel, ins Minenfeld. In der menschlichen Gesellschaft sind immer überflüssige männliche Individuen aussortiert worden. Sie würden schlechte Ehemänner, Väter, Arbeiter oder Chefs abgeben. Sie haben einen Hang zur Zerstörung. Kluge Mechanismen der gesellschaftlichen Selbstregulierung sondern diese Individuen schon früh aus und entwickeln ihr einziges nützliches Talent, das darin liegt, Schmerzen zuzufügen und zu ertragen, um sie, wenn sie ‚fertig‘ sind, ihrem vorbestimmten Zweck zuzuführen, dem Krieg. Im Verlauf der gesamten Menschheitsgeschichte ließ die Gesellschaft sich in regelmäßigen Zeitabständen zur Ader, um das überschüssige männliche Blut aus ihrem Organismus zu entfernen. Ein sehr weiser Mechanismus. Wenn die Gesellschaft auf Kriege verzichtet, füllen sich bisher friedliche und glückliche Länder mit Horden von Verbrechern, Halsabschneidern und Wahnsinnigen, Abenteurern, Heiligen – das nicht vergossene männliche Blut beginnt zu gären, alles um sich herum zu vergiften. Die inneren Mechanismen der Gesellschaft werden wieder aktiv, finden einen Kompromiss – der Krieg verlagert sich ins Innere. Die einen überflüssigen Männer werden Polizisten, andere Verbrecher. Das hilft ein bisschen, das Blut fließt wieder, als dünnes Rinnsal. Obwohl tatsächlich weder die eine noch die andere Seite zufrieden ist, in Wirklichkeit wollen alle einen echten Krieg, wo mehr als dreißig, vielleicht aber auch alle hundert Prozent der Beteiligten sterben.“

Inzwischen, hieß es in dem Artikel weiter, sei DJ Stalingrad, der in Russland mit Haftbefehl gesucht werde, nach Westeuropa geflohen. Dort, habe er über ein Internet-Portal verlauten lassen, komme er sich vor wie im „kapitalistischen Auschwitz des Konsums“. „Bald gibt es Krieg“, verkündete er beinahe sehnsuchtsvoll - und lag damit offenbar nicht falsch.

In Emmanuel Carréres Buch über den „Nationalbolschewik“ Eduard Limonow gibt es ähnliche Passagen, die ein Denken und Fühlen schildern, das unter jungen russischen Männern im Schwange ist:

„Der Krieg ist dreckig, das stimmt, der Krieg ist sinnlos, aber verdammt! Das zivile Leben ist genauso sinnlos, weil es öde und vernünftig ist und die Instinkte in Schach hält. Die Wahrheit, die niemand zu sagen wagt, ist, dass der Krieg eine Lust ist, die größte Lust sogar, sonst würde man ihn sofort beenden. Wer einmal davon gekostet hat, will mehr, das ist wie beim Heroin. Die Rede ist hier natürlich vom echten Krieg, nicht von ‚chirurgischen Schlägen‘ und anderen Schweinereien, die für Amerikaner gut sind, die bei anderen Polizei spielen wollen, ohne ihren wertvollen Streiter in ‚Bodenkämpfen‘ zu riskieren. Die Lust am Krieg, am wirklichen Krieg, ist dem Menschen so natürlich wie die Lust am Frieden; es ist idiotisch, ihn dessen beschneiden zu wollen, indem man immer wieder tugendhaft behauptet: Frieden ist gut und Krieg ist schlecht. In Wirklichkeit ist es wie Mann und Frau, wie Yin und Yang: Man braucht sie beide.“

*



Dr. Klaus-Uwe Gerhardt / pixelio.de

Sage niemand: Das gibt's nur in der ehemaligen Sowjetunion. Man müsste mal die Texte gewisser hiesiger Rapper, die Rhetorik der Neonazis und das alltägliche Männer-Gerede auf aggressive Hyper-Virilität und kriegerische Metaphern durchmustern. Der amerikanische Psychohistoriker Lloyd deMause hat detailliert beschrieben, was Metaphern und Bilder über das Unbewusste einer Epoche verraten. Es ist zum Beispiel auffällig, wie oft in letzter Zeit

von „Wohlfühloasen“ und „Komfortzonen“ die Rede ist, die unbedingt und schnell verlassen werden müssen. Was spricht gegen den Aufenthalt in einer Wohlfühloase? Wünschen wir uns das nicht alle? Wir sollen uns aber offenbar auf harte Zeiten einstellen und in Askese einüben – obwohl der Kapitalismus auf dieser Basis keine zwei Monate überleben würde. Diese Metaphern und wie sie verwendet werden sind ein Menetekel, ein Vorbote kommenden Unheils. Die Zeichen stehen an die Wand geschrieben; wer will, kann sie lesen und erkennen und sich

gegen das drohende Unheil zur Wehr setzen. Wer sie übersieht, hat sich auch entschieden und rennt sehenden Auges auf den Abgrund zu. Seit Olaf Scholz eine „Zeitenwende“ ausgerufen hat, ist eine Militarisierung der Sprache und eine wachsende Bewunderung für den militärischen Heroismus der Ukrainer zu beobachten. Schon bei der Bekämpfung der Corona-Folgen hatte Scholz davon gesprochen, die Bazooka einzusetzen. Gebannt und andächtig sitzen westliche Parlamentarier vor Bildschirmen, von denen herab ein Wolodymyr Selensky in Kampfmontur ihnen die pazifistischen Leviten liest und sie auf eine kriegerische Beteiligung einschwört. Sehr angenehm, dass Jörg Baberowski sich davon nicht anstecken lässt, sondern gegen Ende seines Gesprächs mit der Neuen Zürcher Zeitung sagt:

„Ich empfinde diese Kriegs- und Gewaltretorik, die sich in den letzten Wochen in Deutschland ausgebreitet hat, als zutiefst verstörend. ... In Wahrheit produziert der Krieg keine Helden, nur Verlierer. Wer davon nichts weiß, sollte sich mit Rat-schlägen zurückhalten.“

*

Gerade drückt der Wind den Regen gegen meine Fenster, und ich dachte: Was können wir froh sein, dass wir ein dichtes Dach über dem Kopf und eine funktionierende Heizung haben. Und ich hoffe, dass das auch so bleibt. Bin mir aber inzwischen nicht mehr so sicher. So selbstverständlich, wie uns das noch vor einer Weile zu sein schien, ist es nicht mehr. Was passiert, wenn sich eine russische Rakete nach Polen verirrt? Dann könnte der Nato-Bündnisfall eintreten und den Dritten Weltkrieg auslösen.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Arbeiterkinder hätten aber auch dann ein Recht auf Bildung, wenn die Verwertung ihrer Arbeitskraft keinen besonderen ökonomischen Nutzen brächte Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab' ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEWertschaftsMAGAZIN](#)